

# Unterhaltungs-Beilage

## des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 12.

Dienstag, den 14. Oktober.

1924.

### Das Schwert von Thule.

(11. Fortsetzung.)

Roman von Desuine v. Winterfeld-Platen.

(Nachdruck verboten.)

Weit stand leise auf und öffnete den einen Fensterflügel.

Da wehte es dunkel und kühl herein, wie wenn sich ein Stückchen vom Schleier der Herbstnacht ins Gemach verloren hätte. Und die Flammen duckten sich scheu im Kamin.

Heilwig aber spann ruhig weiter und sang mit tiefer, bebender Stimme:

Arg ist's in der Welt!  
Bellzeit, Schwertzeit! Es hersten die Schilde.  
Windzeit, Wolfzeit, eh' die Welt verfinstert —  
Nicht einer der Menschen wird den andern schonen.  
Nims Söhne haften, es meldet das Ende  
Der gellende Ton des Gjallarhornes;  
Daut bläst Heimdall, in der Luft ist das Horn.  
Heerwäter spricht mit dem Haupte Nims,  
Dadranil bebt, der Eichen höchste.  
Es rauscht der alte Baum, der Riese wird frei,  
In Angst sind alle in der Unterwelt.  
Eh' der Blutsfreund Surts seine Bahn betritt.  
Wie steht's bei den Aen?  
Wie steht's mit den Elben?  
Ganz Riesenbeim rast,  
Im Rat sind die Aen;  
Es können die Zwerge vor den steinernen Türen.  
Der Waldberge verräther —  
Könnt ihr weis' res veriteben?"

Und dann stand sie auf. Zum Fenster ging sie und lehnte sich weit heraus, so daß der Herbstwind ihr die blonden Haare um die Schläfen wehte.

Jemand in der Stadt läutete eine Glocke. Das Klang wie Weinen durch den Nachtwind.

Elisabeth schmiegte sich scheu an ihren Verlobten.

„So schließe doch das Fenster, Heilwig. Es ist ja schaurig draußen. Und dein Lied war auch nicht schön.“

„Ich sagte es dir ja vorher, Elisabeth, daß meine Lieder nicht schön sind. Aber ich kann wohl nicht dafür... Der Norden ist schuld daran.“

Da stand Fridolin Luhart auf, um sich einen Krug Warmbier aus der Küche zu holen.

In Gold und Purpur leuchtete brennend ein lachender Oktobermorgen. Es leuchteten die Buchenwälder in einer Farbenpracht, wie sie Frühling und Sommer nicht bunter zaubern konnten. Wie verlorenes Sonnengold tropften die gelben Blätter der Birken zwischen all das flammende Blutrot. Zur Erde fielen sie leise und lautlos auf den stillen Waldboden, wie müde Wanderer, die ihre Pflicht getan und nun am Ziele sind. Dazwischen ragten stolz und ernst die mächtigen, dunkelgrünen Tannentiefen, in deren Wipfeln es rauschte von Hoffnung und Ewigkeit. Und über dem allen wie ein feiner, feiner bläulicher Hauch der herbe, feuchte Duft des Herbstes, der alle Farben dämpfte und sie so weich erscheinen ließ und die Ferne verschleierte.

Aus dem Hochwald trat ein Rudel Hirsche auf die Lichtung. Hoch oben durch die klare, blaue Luft zogen Wildentien in spitzem Dreieck gen Süden.

Auf der breiten Heerstraße, die von Westen nach Osten führte durchs Mecklenburger Land, erklang Hufschlag.

Es war ein gewaltiger Zug von Ritttern, Rossen und Wagen, der da gezogen kam. Und so bunt und mannigfaltig wie der Herbst selber, der über Mecklenburg lag.

Boran auf wiehernden Pferden, die die frische Morgenluft witternd in ihre Nüstern sog, Herzog Magnus und seine Brüder Albrecht und Balthazar, der junge Bischof. Viel Anverwandte und Freunde folgten ihnen, Fürsten, hohe Herren und Vasallen. Dazu manch Fähnlein rauher Landknechte zum Schutz in den unsicheren Zeitläuften. Denn sie führten viel Kostbarkeiten mit sich, Wagen voll Hochzeitsgewand und reichen Geschenken. Kaufleute und Fahrende hatten sich dem Zuge angeschlossen, die günstige Gelegenheit nützend.

Herzog Magnus hatte die Rechte in die Seite gestemmt. Nur lässig hielt die Linke den Purpurzügel.

Sein kluges, energisches Angesicht zeigte, daß er nicht mehr der Jüngsten einer war, sondern schon im besten Mannesalter stand.

Sein Bruder Albrecht sah ernst aus und hatte einen scharfen Strich zwischen den Brauen. Das paßte wenig zu dem sonnigen Herbstbild ringsum.

„Ich meinte nimmer recht zu hören, Magnus, daß du trotz allem, was vorgefallen, noch zur Hochzeit reiten willst. Mir wär die Lust vergangen.“

Herzog Magnus hieb lachend mit der Hand durch die Luft.

„Bin ich ein altes Weib, das Gespenster schrecken, Albrecht? So wie Bogislav und ich es abgemacht haben, so soll es werden. Beim heiligen Hubertus! Unser Vater ist alt und wird bald das Zeitliche segnen. Nachher hab ich nimmer Muße, ans Freien zu denken. Denn du kennst die unruhigen Köpfe im Lande. Und Mecklenburg braucht Geld.“

Albrecht lachte bitter auf.

„Das ist ein altes Lied, Magnus, das wohl jeder kennt. Geld, Geld — und immer wieder Geld! Hol's der Teufel! Und was hat es genützt, daß Herzog Heinrich, unser greiser Vater, versuchte, seine Einnahmen durch neue Zölle zu verbessern? Trotz der Hilfe des Kurfürsten Albrecht von Brandenburg, der uns vom Kaiser die Erlaubnis erwirkte, zu Ribnitz und Greismühlen von den durchgehenden Kaufmannsgütern zur Bestreitung der Sicherheitskosten fortan einen Zoll zu erheben? Wir haben gesehen, wie Lübeck mit Berufung auf seine Privilegien sich darüber beschwerte. Und wie Rostock und Wismar nun ständig den zollfreien Wasserweg wählen! Ach, wenn's nimmer so ernst wär und an unsere leeren Sädel ginge, wär's zum Lachen!“

Und Herzog Albrecht gab im Zorn seinem Rappen die Sporen, daß er sich hoch aufbäumte.

Herzog Magnus strich sich den Bart.

„Du bist ein Schwarzleher, Albrecht, und nimmst alles so schwer. Ich meine, wir sollten jetzt nimmer an

Fehden und Arger denken, sondern uns des schönen Herbstes und der baldigen Hochzeit freuen.“

Aber Albrecht schüttelte den Kopf.

„Wie du so sicher bist! Als ob nicht in Pommern drüben jenseits der Grenze viel Sündstoff vorhanden wäre. Bogislav ist uns noch gram wegen des Hof-tages in Prenzlau und unserer Ansprüche auf den an-gelobten Brautschlag all der einstmalen schon nach Meck-lenburg verheirateten Fürstentöchter Pommerns. Denn Pommern hat immer nur versprochen, aber nichts ge-halten. Es weiß, daß es um große Gelder geht zwi-schen uns.“

Herzog Magnus nickte.

„Und gerade darum habe ich nun darauf bestanden, daß am 6. Oktober alle Streitigkeiten beigelegt werden sollen. Ich habe gewünscht, daß bis zur Hochzeitsfeier alle Verhandlungen verschoben werden.“

Albrecht lachte grimmig.

„Das tatest du. Aber was tat Herzog Bogislav? Hat er nicht die persönliche Zusammenkunft, um die du ihn vor der Hochzeit gebeten, einfach abgelehnt?“

Herzog Magnus zuckte die Achseln.

„Er ist mit Vorbereitungen zum Fest und anderen Sachen beschäftigt.“

„So? Ich habe ein ander Vöglein pfeifen hören. Daß er in deinem Tun ein ungebührlich Bedrängen sieht und dir darob zürnt.“

Herzog Magnus schlug seinem Bruder jetzt auf die Schulter, daß es klatschte. Er lachte übermütig.

„Laß du mich nur erst in Stettin sein, Bruderherz. Vor Prenzlau hast du auch gekrächt, und nachher lief doch alles glatt nach meinem Wunsch und Willen. Warum soll es mir nicht abermals im Rausch der Freude gelingen, Bogislav zu meinen Gunsten umzu-stimmen? Ich bin der Ältere. Dem hat er sich zu beugen.“

Albrecht krauste die Stirn.

„Er ist jung — freilich — aber sehr keck. Und dann hat er einen mächtigen Vasallen zur Seite.“

„Du meinst den Ritter Berend Malkhan?“

Der andere nickte.

„Den meine ich. Und du weißt, was sein Name he- deutet im Land.“

Herzog Magnus wandte unwillig den Kopf.

„Er ist mein Lehnsman so gut wie der seine. Wenn er auch jetzt im Lande Barth sich aufhält. Liegt doch ein großer Teil seiner Güter in Mecklenburg, wie das stattliche Penzlin und andere mehr.“

„Stärker als Penzlin ist Burg Wolde“, sagte Albrecht unwirsch, „und du weißt, daß Wolde und Kummerow streitig gehalten werden zwischen Mecklen-burg und Pommern. Auch soll Berend Malkhan uns noch gram sein um den Pfandschilling, den wir ihm schulden wegen Schloß, Stadt und Vogtei Penzlin.“

Herzog Magnus lachte.

„Ja, er und sein Bruder Lüdecke kamen immer wie- der und baten um Auszahlung des Rückstandes und Schutz für ihr Erbe. Der Teufel soll rückständige Gelder auszahlen, wenn er selbst nichts hat. Ich konnte beim besten Willen den Malkhans ihre Bitten nicht erfüllen.“

Albrecht neigte den Kopf.

„Da wandten sich Berend und Lüdecke um Hilfe an Rostock. Und das hat dich entrüstet.“

Herzog Magnus' Augen flammten. Ein helles Rot sprang in sein Gesicht.

„Freilich hat mich das entrüstet. Sollte mir dies Verfahren nicht als ein Bündnis mit jener Stadt und der mächtigsten Familie im Lande erscheinen? Und mußte mir das nicht verdächtig sein?“

Herzog Albrecht spielte gedankenvoll mit der Mähne seines Rosses.

„Und da hast du den Berend ein Weilchen gefangen- gefeßt, weil sein Tun dich ärgerte. Das war nicht klug, Magnus.“

Herzog Magnus lachte.

„Ja, das tat ich. Und als ich ihn wieder freiließ, kündigt er mir den Frieden auf und sagt mir Fehde an. Ja, ha! Ein unerhörtes Tun fürwahr, der Vasall wider

seinen Lehnherrn! Was kann er mir anhaben? Noch habe ich nichts von seiner Fehde gespürt.“

Albrecht laute finster an seinem Bart.

„Er wird schon von sich hören lassen. Der böse Berend wartet seine Zeit ab.“

Dann schnalzte er mit der Zunge und reckte sich in den Steigbügel.

Es gelüftete ihn nach einem scharfen Trab.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Rätsel der indischen Fakire.

Von Zauberkünstler Lamari (Frankfurt a. M.).

Die Kunststücke der indischen Fakire üben auf den europäischen Zuschauer seit jeher einen unwiderstehlichen Reiz aus. Die hin und wieder nach Europa verpflanzten und hier gastierenden Fakire stellen mehr ethnographische Schaukulturen dar und ihre Künste, losgelöst von dem die Phantasie erhebenden Milieu ihrer Heimat, wo die Natur selbst die stilgerechte Staffage dazu bildet, büßen von der ursprünglichen Eigenart ungemein viel ein. Dieses Um- standes sind sich die Fakire, die Europa besuchen, voll bewußt und bringen daher hier nur solche Kunststücke zur Vorüb- rung, die unabhängig von der malerischen orientalischen Senerie noch gute Wirkungen erzielen. Jene Experimente dagegen, welche von exotischen mise-en-scène untrennbar sind, kommen nur selten, ja sogar nie nach Europa, und diese beiden Experimente sind: der echte Mango-Baumtrid und der Seiltrid. Deshalb wird vielfach an der Existenz dieser beiden Kunststücke überhaupt gezweifelt und ganz besonders der Seiltrid wird in das Reich der Fabel verwiesen. Beide Experimente existieren aber tatsächlich. Viele europäische und amerikanische Zauberkünstler und mit der Zauberkunst wohlvertraute Amateure unternahmen Reisen nach Indien, um diese Experimente an Ort und Stelle zu studieren. Aber nicht alle waren von dem Glück begünstigt, sie auch wirklich zu Gesicht zu bekommen. Schon im Jahre 1902 bemühte man sich anlässlich eines Besuches des Prinzen von Wales, des nachmaligen Königs Eduard VII., in Indien, einen Fakir, der den Seiltrid vorführte, für das Programm der Hofest- lichkeiten zu akquirieren. Der damalige Vizekönig Lord Lansdowne bot 10 000 Pfund für einen Fakir mit diesem Kunststück und doch hat sich keiner gemeldet. Auch der hollän- dische Zauberkünstler Theo Orito, der zur Auffindung des Seiltrids eigens nach Niederländisch-Indien reiste, erlief in allen dortigen Zeitungen, oft in drei bis vier Sprachen, ähn- liche Aufrufe unter Zulage von hohen Belohnungen, aber ebenfalls vergeblich.

Erst dem amerikanischen Amateur, Ing. John Dittmar aus San Antonio (Texas), ist es geglückt, das wahre Ge- heimnis dieser beiden Experimente zu lüften. Er reiste zu diesem Behufe nach Britisch-Indien, wo er merkwürdiger- weise überhaupt keinen Fakir vorfand. Man sagte ihm, daß die Fakire es vorzögen, die großen Heerstrassen des Weltver- kehrs in Kantonen aufzusuchen. Ing. Dittmar nahm für seine Rückreise seine Route über Ägypten, wo ihm die Anwesenheit mehrerer Fakire gemeldet wurde. Besonders einer wurde ihm als derart wunderbarlich geschildert, daß Ing. Dittmar selbst einen amertägigen Kamelritt nicht scheute, um den Wundermann einzuholen. Es gelang ihm, den Wundermann gerade zur rechten Zeit anzutreffen, als er Vorbereitungen zu einer Vorstellung traf. Dieser Fakir führte den echten Mango-Baumtrid wie auch den Seiltrid tatsächlich vor. Ing. Dittmar aob im Jahre 1910 eine ausführliche Schilder- ung dieser Kunststücke, die, wie vorausgesehen sei, die Allge- meinheit nicht wenig interessieren werden. Nach der Schilder- ung des Ing. Dittmar, der ein vorzüglicher Kenner der modernen Zauberkunst ist und sich bei der Beobachtung der Fakirkünste nicht von Unberlichkeiten leiten oder von un- wichtigen Nebenumständen ablenken ließ, spielte sich die Vorstellung wie folgt ab:

Dieser Fakir grenzte zuerst einen großen Kreis, etwa 30 F. im Durchmesser, durch Steine ab und die Zuschauer durften den abgegrenzten Kreis unter keiner Bedingung überschreiten, sondern mußten an der Steinkreisgrenze Auf- stellung nehmen. Vor Beginn mußten sämtliche photo- graphischen Apparate beiseite gelegt werden, denn das Photographieren wurde streng verboten und beim evtl. Ver- such wurde sogar mit Abbruch der Vorstellung gedroht. Die „Eintrittsgebühr“ betrug ein Pfund. Die Vorstellung wurde zur Zeit des Sonnenunterganges anberaumt, fand also im Dämmerlicht statt. Der Fakir agierte inmitten seines ab- gesteckten Raumes, somit etwa 15 Fuß von den Zuschauern entfernt. Nach einigen einleitenden Kunststücken kam der Mango-Baumtrid an die Reihe, der sich in der Regel wie folgt abspielt: Ein Mangolern wird in die Erde vergraben, darüber ein kleiner Hügel von Sand oder Erde geformt, worauf der Hügel mit einem Tuch bedeckt wird. Nach dem Abheben des Tuches ist aus dem Mangolern ein kleiner Zweig hervorgeprossen. Der Zweig wird abermals bedeckt und nach dem Abheben ist der Zweig zu einem kleinen Stamm nebst Zweigen emporgewachsen, ist aber ganz kahl. Nach neuerlichem Bedecken und Wiederabdecken sind die Zweige voll grüner Blätter. Beim nochmaligem Zu- und Abdecken trägt der Mangobaum Früchte. Die Einrichtung des Trids, wie ihn Ing. Dittmar beobachtete, war, wie er sich nach späterer peinlich genauer Untersuchung des Opera-

tionseffekt und des zufällig in seine Hände geratenen Mangobäumchens überzeugte, die folgende: In der Mitte des Spielplatzes grub der Fakir im Erdboden ein ziemlich tiefes Loch, welches er mit dem überaus leichtflüchtigen Siderland vollfüllte. Dieser Sand erlaubte es, Gegenstände förmlich wie ins Wasser unterzutauchen oder sie, falls sie darin vergraben sind, mit ebensolcher Leichtigkeit hervorzu ziehen. Das verwendete Mangobäumchen ist de facto ein dürrer, mehrfach verzweigter Ast des Mangobaumes, dessen Zweige ausgehöhlt sind, so daß sie gewissermaßen hohle Holzkanäle darstellen. In diese Kanäle werden durch angebrachte Öffnungen junge Tiere der Blattheuschrecke hineingebracht und damit sie nicht zu tief in die Kanäle eindringen, werden sie an den Hinterfüßen mit einem feinen Bastfaden angebunden. Die Heuschrecken halten sich in diesen Verstecken gerne auf. Der Fakir versenkte einen so präparierten Baum in den Siderland und hat, um sein Wunder zu vollführen, eigentlich nichts anderes zu tun, als beim Bedecken des in die Erde gelegten Mangoternes das Bäumchen jeweils entsprechend hochzusetzen. Als die Blätter an dem Baum erscheinen sollten, staubte der Fakir unter dem Tuch irgend ein Pulver aus (Zinkpulver?), wodurch die Heuschrecken zum Verlassen ihres Versteckes gezwungen wurden, und da sie angebunden sind, an den Ästen sitzen bleiben. Da ihre Flügel Baumbblätter täuschend ähnlich sehen, erscheint der Baum dicht belaubt. Die Früchte werden unter dem Tuch vermittels Bastfäden an die Äste befestigt, was sich bei der „Fruchtlese“ leicht verbergen läßt.

Der Seiltrick wird in phantastischer Ausschmückung wie folgt geschildert: Der Fakir nimmt ein um seinen Körper gewundenes Seil, wirft dieses in die Luft und das Seil bleibt an irgend einem unsichtbaren Punkte in der Luft hängen. Hierauf klettert eine Person an dem Seile empor, verschwindet vor den Augen der Zuschauer, worauf das Seil zusammenfällt. Im wesentlichen stimmen einige Handlungen bei der Vorführung mit der wunderbaren Schilderung überein. Das Seil wird wirklich hochgeworfen und bleibt aufrecht stehen, was durch eine ganz außerordentlich kunstvolle Flechtart des Seiles, das Ing. Dittmar in der Hand hielt und mit eigenen Augen untersuchte, erzielt wird. In dem Seile scheinen eigenartige Beintorbel eingeklochten zu sein, die bei einer gewissen Haltung des Seiles sich ineinander schachteln und dem Seile eine relative Festigkeit geben. Das In-der-Luft-hängen-bleiben ist Fabel, denn tatsächlich hat das Seil eine Verbindung — mit der Erde. Eine Bindung des Seiles bleibt nämlich auf der Erde liegen und bildet so einen genügenden Stützpunkt für das aufrechtstehende Seil. Das Wesen, welches nun auf dem Seile emporzuklettern hatte, war ein Affe. Der Fakir ließ den kleinen Vierhänder an dem Seile empor- und herunterklettern und sobald sich das Tier wieder auf der Erde befand, erfaßte er das untere Ende des Seiles, das er mit einem geschickten Zug an sich riß, wodurch die Verankerung des Seiles gelockert wurde und das Seil in sich zusammen fiel. Anschließend wurde mit dem Affen ein Kunststück vorgeführt, welches infolge Verschmelzung zweier verschiedener Begebenheiten zu jener Behauptung Veranlassung gegeben haben mag, daß das emporkletternde Wesen in der Luft verschwindet. Der Affe wurde nämlich, nachdem er sein Seilkunststück beendet hat, in einen Korb aus Birnen gesteckt und mit einem Deckel, der mit Bastfaden zugenaht wurde, eingeschlossen. Hierauf nahm der Fakir eine brennende Fackel und zündete den Korb von allen Seiten an. Nachdem der Korb zu Asche verbrannt war, fand sich in dem Korb ein Affenskelett vor. Dieses nahm der Fakir, deckte es mit seinem Zaubertuche zu und nach dem Wiederaufdecken war der Affe wieder lebendig und das Skelett war verschwunden. Auch bei diesem Kunststück spielte die Grube mit dem Siderland die Hauptrolle.

Nebenbei bemerkt hat ein englischer Leutnant namens Holmes im Jahre 1917 den Trick in ähnlicher Ausführung beobachtet und es gelang ihm, davon eine photographische Aufnahme zu machen, welche im „Strand Magazine“ in London publiziert wurde. Diese Vorführung aber hat eher Ähnlichkeit mit einem Akrobaten-Kunststück, weil das hochgerichtete Seil im Pendente des Fakirs steht. Auf dem oberen Ende balanciert ein Knabe, wie man es in Varietés bei den sogenannten Balanceacten häufig sehen kann.

Zum Schluß sei noch ein drittes indisches Wunder besprochen, das zurzeit alle Europäer im Banne hält: Ein Finger wirft eine Kugel in die Luft, die erst nach drei Minuten mit einer derartigen Wucht zur Erde fällt, daß sich dieselbe einige Meter tief in die Erde einräht. Auch hierin ist das Geheimnis im Siderland zu suchen. Das Hochwerden der Kugel ist nur eine Täuschungsbewegung, die derart geschieht, daß jeder schwört, er hätte die Kugel tatsächlich hochfliegen sehen, eine Täuschungsmethode, die jeder europäische Zauberkünstler mit Erfolg anwendet und jedenfalls von Europa bereisenden indischen Truppen in das „Wunderland“ importiert wurde.

Man muß geradezu staunen, mit welcher Hartnäckigkeit selbst die gebildeten Europäer diese Ereignisse auf „Massenuggestion“ zurückführen und sich nicht eines besseren belehren lassen.

Jedenfalls verdient die Lösung der drei Kunststücke, die bisher ein geheimnisvoller Nimbus der Unerklärbarkeit umgab, das vollste Interesse aller Europäer. Durch die Lüftung ihres Geheimnisses ist ihr Reiz keineswegs verbläht, im Gegenteil, man muß die angewendeten Hilfsmittel um so mehr bewundern, und die Menschen belachen, die immer von den Dingen träumen, von denen sich unsere „Schulweisheit“ nichts träumen läßt.

## Gesellschaft u. Mode

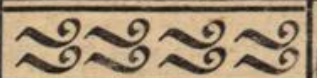
**Die neuesten Pelzmoden.** Da die Pelzmode jetzt auch im Sommer anhält, so muß sie im Herbst mit besonderen Neuigkeiten kommen, damit die Damen auch merken, daß sie sich jetzt mit den Winterpelzen schmücken müssen. Die neuen Pelzmäntel schmiegen sich, ebenso wie die Kleider, ganz eng dem Körper an und bilden lange enge Futterale, die bis zu den Knien reichen. Die Pelzkragen sind sehr hoch und verbergen das Gesicht fast völlig. Die Pelzmantelchen reichen vielfach bis zu den Ellbogen. Die Pelze sind in der Regel klein, meist in Tonnenform und werden in diesem Winter besonders in Aufnahme kommen, da sie ein wichtiger Bestandteil der gegenwärtig wieder auflebenden *Dire-toire-Mode* sind. Die elegante Frau trägt schon jetzt im Herbst einen kleinen runden Muff von Zobel, Hermelin oder Seal, der zu dem Pelzkragen paßt, mit dem sie den tiefen Ausschnitt des Abendkleides umhüllt. Das Gasellenmuster der Pelze, das sehr beliebt ist, wird noch in seiner bizarren Wirkung verstärkt durch Besatz mit Eichhörnchen und Kofinsti. Die Färbungen der Pelze verlassen jede natürliche Tönung und bewegen sich in den grellsten Farben. So werden z. B. die Krage und Mantelchenbesätze von Pelz an den Kostümen tief grün gehalten. Sehr elegant ist weißer Affenpelz, der mit schwarzen Straußenfedern besetzt wird. Auch mit Goldspitzen und schwarzen Noirtsbändern werden die Pelze garniert.

**Ursprung und Ende des Jazz.** Terpsichore, die Muse der Tanzkunst, wird sich bald in Trauer hüllen müssen. Eines ihrer liebsten Kinder ringt im Todeskampf. Wie aus Amerika berichtet wird, liegt der Jazz in den letzten Zügen, und bald wird es mit keiner Herrlichkeit, die sich mehrere Jahre hat behaupten können und die auf der ganzen Welt unbestritten gewesen ist, zu Ende sein. Der Jazz hat im Jahre 1915 in einem Kaffeehaus zu Chicago das Licht der Welt erblickt. Damals waren die Vereinigten Staaten noch nicht „trockengelegt“, und bei Sam Hare trank man noch starke Cocktails und brandiaen Genever. In diesem Café konzertierte ein Neger namens Jasbo Brown mit seinem Orchester, das sich aus den sonderbarsten Instrumenten zusammensetzte. Gongs, Autohupen, Trillerpfeifen und Klappern waren darin vertreten. Er selbst blies eine Art Signaltrompete, die er „Piccolo“ nannte, und deren Ton den Zuhörern durch Mark und Bein ging. Je mehr Jasbo getrunken hatte, um so wilder wurde seine Musik, und um so mehr ermunterten ihn die Gäste des Cafés, noch schärferes Zeug zu trinken. Die Töne des „Piccolo“ wurden immer schriller. „Noch einmal, Jasbo!“ rief man ihm dann zu. Diese Ermunterung wandelte sich allmählich in den stereotypen Ruf: „Noch einmal Jazz!“ Das war die Taufe der ersten Jazzkapelle, des Jazz-Band, die mit einem verlockenden Angebot nach New York engagiert wurde. Mit den amerikanischen Regimentern kam dann der neue Tanz auch nach Europa, von wo er in kurzer Zeit seinen Siegeszug über die Alte Welt antrat.

**Ein Proteststreik gegen den Bubentopf.** Endlich scheint sich die Männerwelt zum Kampfe gegen den Bubentopf erheben zu wollen. In Washington sind die ersten Rufer im Streit zu einem Proteststreik gegen diese Allerweltsmode zusammengetreten. 17 Kunden der ersten Friseur-geschäfte der Stadt haben feierlich erklärt, daß sie sich nicht mehr rasierten lassen werden, bis ihre Frauen ihre Haare wieder wachsen lassen wollen. Man kann sich vorstellen, welchen Eindruck diese Drohung im Lande der glattrasierten Gesichter gemacht hat. Rudolf Green, ein hervorragender Kaufmann, der Anführer, zeigte einen drei Tage alten Bart und erklärte: „Der wird hier bleiben. Wir kehren jetzt zum Zeitalter des Haares zurück. Auch die Frauen werden wir dahin zurückbringen. Ich bin 30 Jahre alt, und in wenigen Monaten kann ich einen prachtvollen Vollbart haben. Wir nehmen unseren Kampf gegen das kurze Haar sehr ernst.“

## Hygiene u. Heilkunde

**Krankhaft gesteigerter Appetit.** In der Sammlung der Berichte der königlichen Gesellschaft der Ärzte in London wird eines zehnjährigen Knaben gedacht, der in sechs Tagen nicht weniger als 375 Pfund Lebensmittel verzehrt haben soll; ein anderer brachte es in seinem akuten Hungerzustand in derselben Zeit angeblich sogar auf einen Konsum von 384 Pfund Lebensmitteln. Als ihm weitere Nahrung verweigert wurde, ging er in seinem unstillbaren Hunger dazu über, sein eigenes Fleisch zu benagen. In den Berichten wird ferner eines Adertwechts auf einem Gut in Norfolk gedacht, der nach der Bekundung des ihn behandelnden Arztes auf einmal eine ganze Hammelkeule zu verzehren pflegte. Eine Patientin im Londoner St. Bartholomew's Hospital aß Tag für Tag drei Wochen hintereinander drei Viertel eines Brotlaibes, drei Pfund Fleisch und mehrere Pfund Kartoffeln. Was das Trinken anbelangt, so wird hier der Fall eines dreijährigen Kindes erwähnt, das täglich zwei volle Eimer Wasser austrank und sich dabei außerordentlich wohl befand.



## Um den Titel „Frau“.

Seit Jahrzehnten schon kämpfen die Frauen, wohlgermerkt die ledigen Frauen, einen erbitterten Kampf um den Titel „Frau“. Theoretisch gibt ihnen jeder recht, aber zwischen Theorie und Praxis ist eben ein großer Unterschied. Es ist daher sehr zu begrüßen, daß sich eine große Wiener Zeitung für den Titel „Frau“ einlebt. Sie schreibt: Die selbständige Frau hat recht, wenn sie erklärt: Mir gebührt die Anrede Frau, auch wenn ich unverheiratet bin. Die Tatsache, ob ich mich verheleiche oder nicht, ist meine Privatangelegenheit, genau wie beim Manne — sie hat keineswegs schon in der Ansprache betont zu werden. Bin ich vom beruflichen, vom sozialen Standpunkte anders einzuschätzen, wenn ich keinen Ehering trage? Sicherlich nicht. Weshalb also diese veraltete, absolut rückständige Unterscheidung, die nicht mehr in unsere Zeit paßt?

Erst haben die Frauen eine gelesliche Verfügung verlangt, die auch der ledigen den Titel „Frau“ zuerkennt, sobald sie majorann ist. Dann hat man ihnen bedeutet, daß der Sprachgebrauch, nicht das Gesetz, ihrem Wunsche zufügig zu machen sei, und nun kämpfen sie mit kluger und anerkannter Beharrlichkeit gegen die eingewurzelte Gewohnheit. Diese konsequente Verfolgung eines Zieles kommt auch in einem liebenswürdigen Säreiben zum Ausdruck, in dem eine Lehrerin ihr Befremden darüber äußert, daß sie kürzlich in der Folge der Veröffentlichung „Franz Josef I. als Mensch und Kaiser“ las, als von der Freitin v. Sturmfeber die Rede war: „Keine Mutter konnte ihre Kinder mehr lieben als dieses alte Mädchen ihre Zöglinge, vor allem ihren Liebling Franz.“ „Wertwürdig“, heißt es in diesem Briefe, „die Dame, die dazu berufen war, den damals künftigen Kaiser und seine Geschwister bis zum letzten Lebensjahre zu erziehen, wird bei allem Lobe und trotz ihrer großen Bildung und Selbständigkeit nur „altes Mädchen“ genannt, wogegen ihr Zögling Franz Josef wenige Zeilen später mit vierzehn Jahren schon als „kleiner Mann“ bezeichnet wird.“ Sieht man denn im 20. Jahrhundert noch immer nicht ein, daß erwachsenen Frauen, wenn auch chelos, der Titel „Frau“ gebührt? Bei Hofe führten ihn die weiblichen Kinder bekanntlich schon in den Windeln, und den erwachsenen ledigen Damen, die sich auf allen Arbeitsgebieten nützlich betätigen, will man ihn vorenthalten? Wenn es sich ab und zu ereignet, daß ein Mann „Bube“ geschimpft wird, so hat das eine Klage auf Ehrenbeleidigung zur Folge. Was aber für den Mann beleidigend ist, gilt auch von der „Frau“. Es folgt die Bitte, dahin zu wirken, daß auch die unverheirateten volljährigen Frauen als „Frau“ und nicht als Mädchen bezeichnet werden.

Es wäre vielleicht doch an der Zeit, daß eine amtliche Verfügung den Sprachgebrauch in diesem Sinne unterstützt. Wenn es auf jeder amtlichen Mitteilung an die großjährige Staatsbürgerin und demzufolge auch auf andern Briefen und Zustellungen „Frau Soundso“ statt „Fräulein Soundso“ hieß, würde sich auch die Hausgehilfin, die Hausmeisterin, die Nachbarin, kurz die ganze Umgebung daran gewöhnen, „Frau“ statt „Fräulein“ zu sagen und der nun schon seit mehr als zwei Jahrzehnten geführte Kampf um den Titel Frau wird die gebührende Erledigung finden.

## Die besten Jahre der Frau.

Was ein Mann in den besten Jahren sagt.

„Welches ist das beste Alter der Frau?“ Diese nicht eben ganz neue Frage, womit gemeint ist, in welcher ihrer Lebensabschnitte sie am begehrenswertesten sei, beantwortet in einer auswärtigen Zeitung unter dem schlichten Pseudonym „ein Mann“, der Frager selbst, in einer Weise, die ihn als kultivierten Menschen kennzeichnet. Der Gentleman zeigt sich aber auch darin, daß er seine Geschmadsrichtung und seine Beobachtungen nicht mit einem prägnanten „So ist es“ kundgibt, sondern mit einem zwar überzeugenden, aber schmieglamen „ich meine“ und „ich glaube“.

„Was mich betrifft“, bekennet er, „und sehr viele Männer, die gleicher Ansicht sind, hat die Frau ihre besten Jahre erst erreicht, wenn sie älter als 35 ist. Das ganz junge Mädchen, hübsch, frisch, noch von dem lieblichen Hauch der Kindlichkeit umweht, ist zwar eine ensüßende gelegentliche Gefährtin, aber schwer zu behandeln. Es kennt sich selbst noch nicht, ist in seinen Launen unberechenbar. Der Reiz seiner Jugendlichkeit nimmt Schaden durch Unbeholfenheit und Herbigkeit.“

Und nun die Frau knapp unter Dreißig! Sie fühlt sich leicht enttäuscht. Vom Leben weiß sie gleichzeitig zu viel und zu wenig. Sie hat schon Erfahrung, vielleicht manche bittere, dennoch ist sie beinahe fassungslos überfallen durch den Verlust auch des kleinsten Ideals. Zudem hat sie genau wie das junge Mädchen ihre „Stimmungen“.

Für mich steht deshalb zunächst die seelisch völlig aus-

geglichene Frau, die ihren 35. Geburtstag bereits erlebt hat. Sehr viele Frauen, die als junge Mädchen ebenso der Süße entbehrten wie in den zwanziger Jahren, die ihren Charakter entwickelten, sind zu Beginn ihrer mittleren Lebenszeit plötzlich zu den ensüßendsten Frauen aufgeblüht.

Mit 35 Jahren haben die meisten Frauen gelernt, Männer zu verstehen. Sie stellen geringere Ansprüche an das Leben als jüngere Frauen und sind leichter zufriedenzustellen. Im allgemeinen wissen sie auch sich gut anzuziehen. Erfahrung hat in ihnen die Erkenntnis der Werte des Lebens gereift. Sie glauben nicht, daß eine Freundschaft dahin ist, weil der Mann unerwarteterweise einmal eine Verabredung oder Einladung nicht einhält. Noch veräumen sie es, glücklich zu sein, weil ihr Glück vielleicht nicht Ewigkeitsdauer haben wird.

Faßt immer ist die fünfunddreißigjährige eine bewundernswürdige Gastgeberin, in deren Haus zu verkehren eine Freude bedeutet. Sie ist helesen, kennt Land und Leute und wird eine ausgezeichnete Kameradin sein. Sie regt an und spendet dennoch Ruhe, weil sie die menschliche Natur versteht und sieht — was jüngere Frauen selten sehen —, daß in unerlerter überhalteten, ermüdenden Zeit Männer an den Frauen den Segen wohliger Raftgewährung vielleicht höher schätzen als irgendeine andere Eigenschaft.

Ich kenne Frauen, die in ihrer Jugend nichts Anziehendes hatten, und jetzt, nahe den vierzigern, so liebreizend, so sympatisch, so umgänglich sind, daß um ihre Gesellschaft geworden wird. Frauen jeder Altersstufe können besauern, aber ich habe gefunden, daß sie ihre beste Zeit dann erstritten haben, wenn ihre erste Jugend hinabgesunken ist.

## Mißverständnisse in der Ehe.

Es ist wohl oft der Fall, daß Männer, die sich in ersten Gefühnen befinden, zu der Ansicht gelangen, daß das Leben nicht wert ist, gelebt zu werden. Frauen jedoch sind in dieser Beziehung ganz anders, und sie finden, daß das Leben noch immer vieles Schöne bieten kann, solange sie sich der Liebe eines Mannes erfreuen. Haben sie jedoch diese Liebe verloren, so haben sie alles verloren. — Die Veränderungen, die Krieg und Revolution uns brachten und die oftmals wohlhabende Familien zu Bettlern machten, geben uns viele Beispiele, daß auch Frauen, die früher im Reichtume und Luxus lebten, sich verhältnismäßig leicht an die veränderten Zustände gewöhnten und tapfer den Kampf ums Leben fortsetzten, oftmals unter den schwierigsten Verhältnissen, solange sie jemand lieben konnten und geliebt wurden. Erst wenn die Liebe aufhörte, verloren sie den Mut, den Kampf fortzusetzen. Wenn wir die Fälle eingehender prüfen, wo Frauen, die in den letzten Jahren entweder durch unvernünftige Sorglosigkeit oder vorläufige Absicht ein trauriges Ende nahmen, so werden wir finden, daß sie auch den „letzten Strohhalm“ verloren hatten, die Liebe eines Mannes. — Es ist ein Unrecht, wenn ein Mann dem Verlangen einer Frau nach kostbaren Kleidern, Schmuck und Luxus im allgemeinen willenlos nachgibt. Dadurch, daß er diese Laune der Frau, die er liebt, ständig unterstützt, erweckt er in ihr den Wunsch nach noch größerem Luxus. Kommt dann die Zeit, in der er sich einschränken oder für die Zukunft vorereiten muß, so denkt die Frau sofort, daß er aufgehört hat, sie zu lieben. Um ihr zu beweisen, daß dies nicht der Fall ist, gibt er von neuem und vielleicht mehr als vorher und mehr, als er kann. — Die Frau, die herausgefunden hat, daß ihre Taktik erfolgreich ist, benützt sie wieder und wieder, bis der psychologische Moment eintritt, da die Liebe des Mannes jah zu Ende kommt. Dann ist es die Frau, die verzweifelt. — Wenn der Mann nur wissen würde, daß nicht Habgucht die Ursache des Betragens der Frau war, sondern der Wunsch, seine Liebe zu erproben, so könnte sie vielleicht die Zuneigung wieder zurück ins Leben rufen lassen, und die Frau, die eine Leere erhalten hat, würde glücklich sein, an der Seite des Mannes den Kampf mit dem Leben aufzunehmen, ja selbst mit der Armut als ständigem Begleiter. — Unglücklicherweise verhindert jedoch gewöhnlich Stolz oder Beschränktheit, daß das Paar zu einer vernünftigen Verständigung kommt, und die Folgen sind daher häufig für die Frau ebenso wie für den Mann verhängnisvoll. — Zweifelslos würde es bestimmt besser sein, wenn der Gatte klar erkennen ließe, was er besitzt und was er verdient, damit seine Lebenspartnerin weiß, woran sie ist, und meist würde dann auch die Frau bereitwillig vielen Dingen entsagen, die sie bisher für unentbehrlich hielt. Hat jedoch der Mann nicht das Vertrauen, daß seine Frau die Lage verstehen würde, so darf er sich nicht wundern, wenn sie zu dem Glauben gelangt, er liebe sie nicht mehr, weil er nicht mehr wie früher, sie mit kleinen, doch oft recht kostspieligen Aufmerksamkeiten erfreut. Der Mann, der seiner Frau alle seine schätzungs- und Geldsorgen verborgen hält, gibt oft den ersten Anlaß zu ersten Mißstimmungen in der Ehe.